

Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Schluß.)

Erst mit dem anbrechenden Morgen kam der Armenarzt des Stadtviertels, ein freundlicher und mildherziger Mann. Er untersuchte die Wunde des bewußtlosen Jünglings. Er konnte wenig Hoffnung auf Rettung geben, der Blutverlust war zu heftig und lange andauernd gewesen.

„So wird er wenigstens unter Freunden seinen letzten Atem aushauchen," sagte Frau Sailer ergeben.

Rosa schien eine Ahnung von dem gefährlichen Zustande des Verwundeten zu haben; sie wich nicht von seiner Seite, sie trat mit erstaunlicher Geschicklichkeit das Amt der Krankenwärterin an.

Die Eheleute Sailer ließen das Mädchen gewähren. Waren ja doch nun ihre ewigen Klagen um Siegfried verstummt, blühten ja nun doch wieder schwache Rosen auf ihren Wangen. Ihre Sprache, ihr ganzes Gebahren, wie hatte sich alles im Eifer für den Verwundeten geändert, belebt. Oft hatte ihr Blick einen Ausdruck, daß Frau Sailer unwillkürlich denken mußte: „Wenn mein armer Siegfried dennoch recht hätte, wenn ihr Frühling nun doch gekommen wäre?"

Lange wollte die Gefahr nicht von dem Verwundeten weichen. Das Uebermaß seiner Entkräftung konnte auch dann noch den Tod herbeiführen, als seine Wunde keinen Grund mehr zu Befürchtungen mehr bot. — Erst zwei Monate nach seiner Aufnahme in Sailers Hause schlug er die Augen zu einem bewußten Blicke auf.

Frau Sailer und Rosa saßen neben seinem Bette. Die letztere klatschte freudig in die Hände, als ihr Pflegling sie so klar und fragend ansah. Im nächsten Augenblick aber hielt sie inne und sagte leise und betroffen: „Und es ist doch nicht mein Siegfried — er hatte andere Augen!"

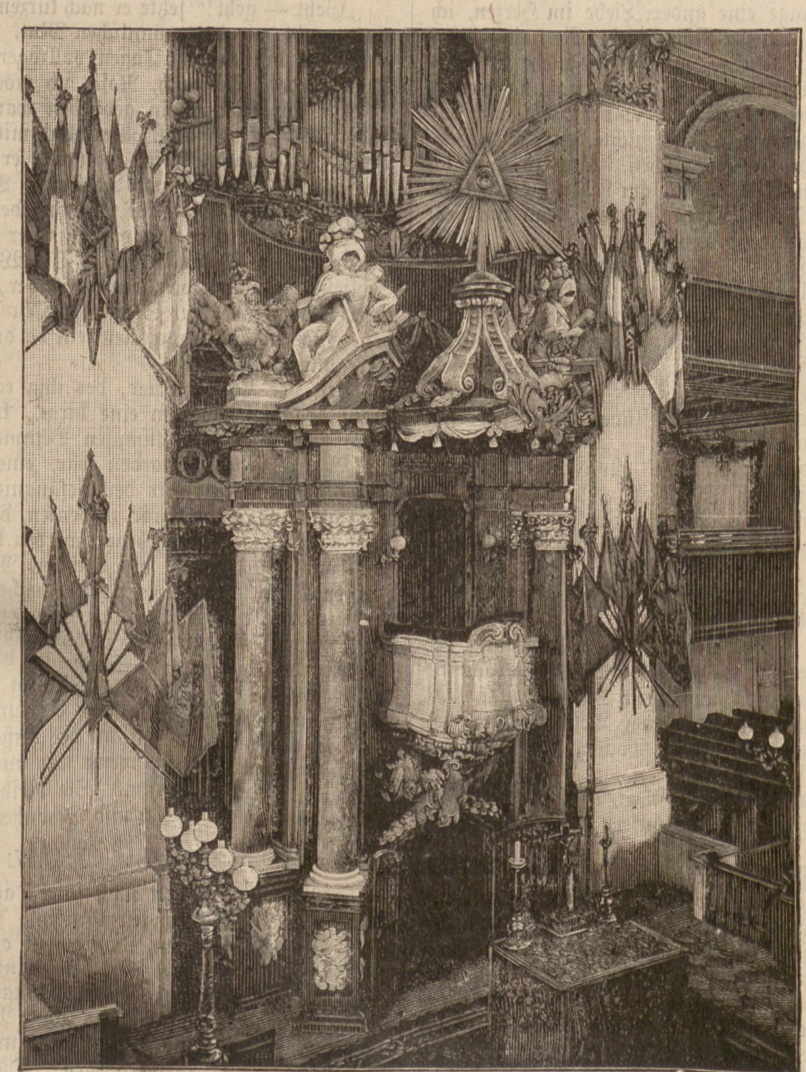
„Was ist denn mit mir vorgegangen?" fragte der Verwundete schwach. „Mich schmerzt mein Kopf. Ich bin wohl verwundet worden?"

„Ja, mein armer Junge," erwiderte Frau Sailer herzlich, „nun aber hat es keine Gefahr mehr. Sie sind bei Freunden. Sprechen Sie nichts mehr, der Doktor hat's verboten."

Der Verwundete schloß die Augen zu einem langen tiefen Schlafe. Es war der Genesungsschlummer.

Frau Sailer konnte von nun an zu ihren häuslichen Geschäften zurückkehren, Rosa genügte, um das behagliche halb Wachen, halb Träumen des Rekonvaleszenten zu behüten. Und dann konnte er sich endlich zu einer sitzenden Stellung aufrichten und mit seiner jungen Pflegerin plaudern. Frau Sailer hatte ihn von Rosa's geistiger Beschränkung unterrichtet. Doch es gab Augenblicke, in denen er nicht daran zu glauben vermochte. Er gewahrte nur ein geheimnisvolles Ringen in ihrer Seele. Oft brach sie in Thränen aus. Und wenn er mit Fragen in sie drang, sagte sie leise: „Ich weine, weil ich nicht weiß, ob Du Siegfried bist. Aber ich bin Dir gut wie ihm. Ich bin Dir von Herzen gut."

Und auch er war ihr gut, der lieblichen, unerschlossenen Mädchenblume. Er sprach mit ihr, er belehrte sie, er suchte den leichten Nebel zu zerstreuen, der ihr die wirkliche Welt verschleierte. Es gelang ihm endlich, sie zu überzeugen, daß er nicht Siegfried war. Und nun sah sie ihn scheu an und lächelte dann wieder. „Wer aber bist Du? Und warum muß ich mich so freuen, wenn Du mich ansiehst?" hauchte sie. „Da hier in meiner Brust blühen die Blumen, obwohl draußen die Blätter von den Bäumen fallen. Die arme Rosa versteht sich selbst nicht mehr."


Eingang zur Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonskirche in Potsdam.

(Mit Text.)

Frau Sailer mußte sie wohl bemerken die Veränderung, welche mit ihrer Tochter vorging. Doch sie las in den ehrlichen Augen ihres genesenden Gastes, daß sie nichts für dieselbe zu fürchten hatte. Ja sie wagte es, eine schöne Lebenshoffnung für Rosa zu fassen, ein Wunder der Liebe zu erwarten.

Der Verwundete hatte nie mit Frau Sailer über seine Familienverhältnisse gesprochen. Er mußte eine feine und gediegene Erziehung genossen haben, das war das einzige, was sie zu erraten vermochte; er sprach ja noch geistvoller und angenehmer als ihr Sohn Siegfried, den ihr Mutterstolz so hoch gehalten hatte. Und gut und ehrlich mußte er auch sein, sonst würde er zu den Rebellen und nicht zu den Kaiserlichen gehalten haben. Das war ihre loyal gefärbte Logik. Sie ließ also ungehindert das zarte Pflänzchen der Liebe in Rosa's Herzen keimen, sie hoffte, daß die erblühte Blume das Leben ihres armen Kindes mit Heil und Segen schmücken würde.

Und noch eine Freude kam zu dieser stillen Hoffnung. Die Oesterreicher hatten gesiegt über die Rebellen in den Erblanden. Zwar war es nicht ihr geliebter alter Kaiser Ferdinand, der die Zügel der Regierung wieder fest in Händen hielt, aber doch sein Neffe. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr die verhaßten Revolutionslieder hören und die Aufruhrplakate vor Augen sehen. Es herrschte wieder Ruhe und Ordnung in den Straßen und sie durfte sich offen als Anhängerin des Kaiserhauses

bekennen. — Da fiel ein Blitz in das stille Haus, die Nachricht von Siegfried's Verurteilung. Frau Sailer hatte den Sohn im Exil vermutet, in bangen Augenblicken sogar als einen Toten beweint, als ein Opfer seiner verkehrten Ideen. Nun sollte sie's erleben, wie er den Galgen bestieg, in seiner Vaterstadt, von seinen Mitbürgern begafft und vielleicht verhöhnt. Ihre ganze Mutterzärtlichkeit erwachte von neuem für den einstigen Liebling ihres Herzens. Unter heißen Reuethränen klagte sie sich an; sie hätte den Sohn nicht von sich lassen dürfen damals, als er nachts, elend, ein Verfolgter, ein Flüchtling, ins Elternhaus gekommen war. — Und sie hatte im Gegenteil nur harte, bittere Worte für ihn gehabt, ihn durch lieblose Vorwürfe von ihrer Schwelle vertrieben. Doch der junge Mann, der als Rekonvaleszent noch immer im Sailer'schen Hause lebte, hatte kaum den Grund von der Verzweiflung seiner Gastwirte erfahren, so wußte er auch schon einen gar kräftigen Trost dafür zu finden.

„Es ist jetzt der Augenblick gekommen, in welchem ich mich für so viel empfangene Güte und Pflege dankbar beweisen kann," sagte er in seiner angenehmen und gewinnenden Art. „Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, wer ich bin, Herr Sailer. Die Zeiten waren gefährlich, Sie hätten sich absichtslos, durch ein Wort, verraten und mich und sich selber ins Verderben stürzen können. So lange die Revolutionspartei Macht besaß, wäre ich ein gar guter Fang für dieselbe gewesen. Nun aber, Gott sei Dank, wehen wieder des Kaisers Fahnen über uns. Ich habe nichts mehr zu fürchten. Und ich will meine ersten Kräfte, die ersten Schritte in die neugeordnete Welt hinaus, anwenden, um Ihren Sohn zu retten, um Gnade für ihn zu erflehen. Ich bin Graf Albert, ein Sohn des ermordeten Kriegsministers, der Sohn eines Märtyrers für die kaiserliche Sache, begreifen Sie, daß man mir meine erste Bitte nicht versagen kann?"

Frau Sailer ergriff die Hände des Jünglings und ehe er's zu hindern vermochte, bedeckte sie dieselben mit Thränen und Küssen. „Ja, ja, retten Sie meinen Sohn," stammelte sie. „Er verdient es, er war immer ein guter Junge — man hat ihn nur mißleitet." Dann aber hielt sie inne. Ihr Blick fiel auf ihre Tochter, die still und aufmerksam dastand und sie brach in Thränen aus. „Der Sohn des Kriegsministers! Arme, arme Rosa!"

Graf Albert verstand die bange Mutter. Er zog sie sanft in eine Fensternische. „Auch in einer andern Sache muß es noch klar werden zwischen uns," sagte er herzlich. „Nicht nur unser ungleicher Stand ist es, der mich von Rosa trennt. Ich trage eine andere Liebe im Herzen, ich hege nur eine rein brüderliche Neigung für Rosa, meine Retterin. Aber beklagen Sie Ihre Tochter nicht zu sehr — auch meine Liebe ist hoffnungslos. Und gerade die Verzweiflung über die Verstoßung meiner treuen Gefühle durch die Geliebte meines Herzens war es, die mich dahin trieb, wo der Kampf am blutigsten war. Ich suchte den Tod. Vergebens, er flieht diejenigen, die ihn herbeiwünschen. Und so kann ich denn nichts für Sie thun, als Ihnen den Sohn am Leben zu erhalten. Auch darf ich Ihnen nur sein nacktes Leben versprechen, denn die Verbannung vermag ich wohl nicht abzuwenden von ihm."

„O Herr Graf — auch das ist viel, ist eine ungeahnte Erlösung. Er war ja für mich verloren, als er von meinem Herrn und Kaiser abfiel. Nur in den Händen des Henkers kann ich ihn nicht sehen!"

„Und nun lassen Sie einen Mietwagen holen!" rief der junge Graf energisch. „Es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich werde wohl viele Wege zu machen haben, vielleicht sogar zum Kaiser nach Wien reisen müssen. Gleichviel, Ihr Sohn darf keines schimpflichen Todes sterben." Der junge Graf griff nach Hut und Mantel.

Rosa stieß einen durchdringenden Schrei aus. „Wo gehst Du hin? Willst Du mich auch verlassen, wie mich Siegfried verlassen hat?"

„Nein, Dein Bruder ist in Gefahr — ich gehe ihn zu retten. Ich komme wieder zu Dir zurück. Hier meine Hand darauf. Willst Du mir glauben?"

„Ja," sagte sie mit einem so klaren, verständnisvollen Ausdruck, daß Frau Sailers Herz in heißer Wehmut erzitterte.

„Gib mir etwas zu arbeiten," sagte Rosa nach der Entfernung des jungen Grafen, „sonst wird mir die Zeit so lange, bis er wieder kommt."

Frau Sailer wendete sich überrascht nach dem Mädchen um. Es war das erstemal, daß Rosa selbständig nach einer Beschäftigung verlangte. Herr Sailer, der die Aeußerung seiner Tochter gleichfalls gehört hatte, drückte sie bewegt an seine Brust.

„Es wird uns doch wenigstens ein Kind bleiben," sagte er zu seiner Frau. „Ach! warum haben wir nicht auch unsern armen Siegfried behalten dürfen!"

Frau Sailer weinte still vor sich hin. Sie wußte ja, daß jede Hoffnung vergebens war, ihren einzigen Sohn wieder im Hause schalten und walten zu sehen — daß er fort mußte ins ferne Exil, für immer den sanften Banden der Familie entrissen, wenn es dem jungen Grafen überhaupt gelang, ihn zu retten, wenn nicht das Letzte, Aergste nicht doch noch über ihn hereinbrach.

Gegen mittag kam ein Briefchen von dem jungen Grafen: „Liebe Frau Sailer! Es ist mir gelungen, einen Aufschub der Todesstrafe zu erwirken. Ich eile zum Kaiser. Besuchen Sie Siegfried. Geben Sie ihm aber keine Hoffnung. Ich bin des Erfolges meiner Sache nicht sicher. Siegfried hat einen mächtigen Feind, der seinen Untergang sucht. Graf Sziget fürchtet, der Jüngling möchte sich an ihm rächen wollen und hat es sich deshalb zugeschworen, ihn unschädlich zu machen. Und Sziget gilt jetzt viel beim Kaiser. Wird der Sohn des armen Wiener Märtyrers seinen Einfluß aufzuheben vermögen?"

Der Brief war wenig geeignet, Zuversicht und Hoffnung einzuflößen. Angst und Trauer im Herzen traten die Eheleute Sailer den schweren Weg zu dem verurteilten Sohne an. Rosa hatte entschieden verlangt und es auch durchgesetzt, ihre Eltern begleiten zu dürfen. Welches Wiedersehen zwischen diesen Menschen, die einst so friedlich, so harmlos neben einander gelebt hatten, im Schweiße der Arbeit, unter dem Schutze des trauten Familienherdes. Herr Sailer weinte wie ein Kind am Herzen seines Sohnes, den er nicht zu tadeln vermochte. Selbst Frau Sailer vergaß auch ihre kaiserliche Gesinnung, als sie Siegfried in Ketten sah, ein Schatten seiner selber, bleich, wenn auch mit ungebeugter Stirne. Er war nur mehr ein leidendes Kind, das sie zu trösten, zu stärken hatte mit dem unschätzbaren Balsam der großen Mutterliebe.

Und Rosa? Sie lehnte sich schluchzend an die Brust des Bruders. „Nun bist Du endlich, endlich wieder bei mir!" hauchte sie. „Ich habe viel um Dich gelitten. Und wenn sie Dich zum Tode führen, werde auch ich sterben, das fühle ich. Ich liebe ihn, aber Dich noch mehr. Mein armer, armer Siegfried!"

Der Jüngling sah dem Mädchen überrascht und forschend in die Augen. „Mutter, Mutter, wie ist sie so sehr verändert," murmelte er. „Mutter, ich hoffe, daß sie euch ersetzen wird, was ich euch leiden machte — daß sie euch Freude machen, euch trösten wird, wenn ich —" Er vollendete den Satz nicht. Er schloß Rosa heftig in seine Arme und überdeckte ihr Antlitz mit Küssen.

Frau Sailer erzählte Siegfried den günstigen Einfluß, den die Nähe des verwundeten, jungen Grafen auf Rosa's geistigen Zustand ausgeübt hatte — sie erwähnte aber auch ihrer schmerzlichen Befürchtung, Rosa möchte mit gesundem Geiste, aber gebrochenem Herzen aus dem kurzen, hoffnungslosen Liebestraume erwachen.

Siegfried küßte die Schwester nochmals auf beide Wangen. „Sagte ich's euch nicht, daß ihr Frühling kommen wird? Nun ist er da. Nun blühen die roten Blumen, die ich ihr versprochen habe, in ihrem Herzen, die Blumen der Liebe. Aber bald wird der Sturm sie entblättern. Arme, arme Schwester!"

„Geht — geht!" setzte er nach kurzem Schweigen hinzu. „Eure Gegenwart raubt mir den männlichen Mut. Ich habe gehört, daß das Todesurteil erst binnen vier Tagen vollzogen werden soll. Kommt am letzten Tage wieder. Du auch, Rosa, ich möchte euch noch einmal umarmen."

Als Siegfried allein geblieben war, brach er in ein lautloses und linderndes Weinen aus. Versöhnt mit der Mutter, gesegnet durch den Vater, beklagt von Rosa, so wollte er gerne sterben. Und geliebt von Adriana! — Geliebt von Adriana! War's nicht dieser Gedanke, mehr als jeder andere, der seine Seele wieder mit Kraft und Fassung erfüllte?

Plötzlich rüttelte ihn ein dumpfer Lärm im Korridor draußen aus seinen wachen Träumen auf. Die Wachen liefen hin und wieder, die Schließer sprachen wirr durcheinander, Offiziere kamen, am Geräusche ihrer Schleppsäbel für Siegfrieds Ohr erkennbar, in großer Anzahl herbei. Was mochte vorgefallen sein da draußen, was hatte diese allgemeine Erregung zu bedeuten?"

Erst der Kerkermeister, der ihm einige Stunden später die Abendsuppe brachte, gab ihm eine karge, kurze Aufklärung. Graf Ergyedy hatte sich mit einem stumpfen Beinmesser, das ihm zum Aufschneiden der Bücher gegeben worden war, eine starke Verletzung am Halse beigebracht. Zwar erklärte der Gefängnisarzt die Wunde für ungefährlich, doch war nicht mehr daran zu denken, daß der Verurteilte mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht werden konnte. Der Kerkermeister meinte, der Graf würde wohl am nächsten Morgen erschossen werden, um der ewigen Befürchtung ein Ende zu machen, er könnte doch noch durch einen Selbstmord der Urteilsvollstreckung entgehen.

Siegfried's Blut wallte in ohnmächtiger Wut gegen die Besieger seines Vaterlandes, die ihrem Triumphe die besten Ungarn als Opfer schlachteten. Er weinte dem Grafen, der so gütig gegen ihn gewesen war, der sogar seinen angeborenen Ahnenstolz bezwungen hatte, um ihn und Adriana glücklich zu sehen, eine Thräne des heißesten Mitgefühls. „Ich werde Dir wenigstens bald folgen, wenn wir auch nicht zusammen sterben," murmelte er. „Arme Adriana! Sie bleibt allein zurück. Das Kloster soll als Grab so viel Jugend und Schönheit einschließen? Arme Adriana!"

17.

Frau Sailer erhielt nach zwei Tagen der bangen Erwartung wieder ein Schreiben des jungen Grafen. Er forderte sie auf, augenblicklich nach Wien zu kommen, um ihn zu der Audienz bei dem Kaiser zu begleiten; er hoffte viel von dem Einfluß ihrer mütterlichen Angst und Thränen auf den jugendlichen Monarchen. Er erwähnte nicht, ob sie Rosa mitbringen sollte. Das junge Mädchen ließ sich aber ohnehin nicht abweisen. Auch hatte Frau Sailer nicht den Mut, sie ohne mütterlichen Schutz zu Hause zurückzulassen. Die beiden Frauen traten also schon wenige Stunden nach dem Empfange des Briefes die Reise nach Wien an.

Als Rosa den jungen Grafen wieder sah, verkündete ihr Benehmen immer mehr, daß ihre geistige Verfinsterung nach und nach dem göttlichen

Lichte der Liebe Platz zu machen begann. Eine gewisse Schüchternheit war in ihrem Verhalten gegen den jungen Grafen eingetreten; sie sprach nicht mehr so vertraulich zu ihm, sie ergriff nicht mehr seine Hände und vor allem verwechselte sie ihn nie wieder mit ihrem Bruder Siegfried.

Der junge Graf ließ die beiden Frauen etwas von der Reise ausruhen. Dann als die für die Audienz bestimmte Stunde angebrochen war, führte er sie in die Hofburg. Sie sollten von dem Kaiser in seinem Arbeitskabinett empfangen werden; dies verlieh der Audienz den Charakter einer Privatunterredung.

Doch befand sich der Kaiser nicht allein. Mit Schrecken bemerkte Siegfrieds Fürsprecher, daß Graf Sziget unter mehreren Beamten des Hofes zugegen war.

Frau Sailer warf sich dem Kaiser unter hervorstürzenden Thränen zu Füßen. „Gnade, Gnade für meinen Sohn!" stammelte sie.

„Gnade, Gnade für meinen Bruder!" setzte Rosa mit gefalteten Händen hinzu.

Graf Sziget drehte sich lebhaft herum. Er schien das junge Mädchen jetzt erst zu bemerken. Er blickte starr auf sie hin. —

„Oh — auch hier tritt sie mir in den Weg?" murmelte er mit bleichen Lippen. „Soll ich ihr wieder weichen müssen? Und warum kann ich mich dieser Rührung, dieses Erbarmens nicht erwehren?"

Der Kaiser hob die beiden Frauen gütig vom Boden auf. „Ich möchte euch gerne sogleich eure Bitte gewähren," sagte er sanft. „Denn ihr habt in dem Sohne meines väterlichen Freundes einen wirksamen Fürsprecher. Jedenfalls verspreche ich euch, mein möglichstes zu thun. Auch ein Kaiser ist ja nicht immer Herr seines Willens. Die Interessen seines Staates müssen ihm oft vor seinen persönlichen Gefühlen gehen."

„Majestät — ich wage es, auch meine Bitte mit den Wünschen dieser beiden Frauen zu vereinigen," sagte Graf Sziget, plötzlich vortretend.

Der Kaiser blickte überrascht auf diesen unerwarteten Fürsprecher des jungen Sailer.

„Seltsam — gerade Sie waren es ja, der die Begnadigung dieses jungen Menschen mit der Sicherheit des Reiches für unvereinbar hielt," sagte er. „Sie meinten, Siegfried Sailer sei ein gefährlicher Verschwörer."

„Ich hoffe, daß ihn die Gnade Eurer Majestät entwaffnen und bekehren wird. Er kann unmöglich den traurigen Mut haben, gleich einer Schlange in die Hand zu beißen, die ihm das Leben schenkte."

„Wenn Sie dieser Ansicht sind, dann mag Siegfried Sailer der Strafe entgehen, die er verwirkt hat!" rief der Kaiser.

„Doch rate ich, ihn die Todesangst durchkosten zu lassen," setzte Graf Sziget hinzu. „Auch wird er wohl für immer aus den Grenzen des Reiches verbannt werden müssen."

„Ich überlasse die Abfassung der Begnadigungsschrift Ihnen, lieber Graf," erwiderte der Kaiser. „Und Ihnen, guter Albert, weise ich die Aufgabe zu, dem Verurteilten persönlich die Begnadigung zu überbringen. Reisen Sie mit Gott. Möge es mir gegeben sein, Ihnen in wichtigeren Angelegenheiten zu dienen."

„Und ihr armen Frauen, lebt wohl. Gott gebe Ihnen die Kraft, Sie unglückliche Mutter, damit Sie die Verbannung Ihres Sohnes zu ertragen vermögen. Ich durfte Ihnen das Aergste ersparen, nichts weiter!"

Damit war die Audienz beendigt. Graf Albert führte seine Schützlinge aus dem kaiserlichen Kabinette.

Graf Sziget folgte ihnen. Er ergriff Rosa's Hand und blickte ihr tief in die Augen.

„Ich bin es gewesen, der Deinem Bruder heute das Leben rettete," sagte er sanft. „Willst Du dafür in Deinem Gebete an mich denken? Kannst Du verstehen, um was ich Dich bitte? Hörst Du, ich bedarf Deiner frommen Wünsche! Ich bedarf des Segens einer Unschuldigen. Ich habe meinem Kaiser gedient, und doch ruft mir oft eine Stimme zu, daß ich ein Vaterlandsverräter bin."

Ob Rosa alles verstand, was Graf Sziget leise zu ihr sprach? Wer möchte sagen wie weit diese ringende Seele sich schon aufgeschwungen hatte in die Regionen des Lichtes? Sie sah den Grafen Sziget freundlich an und reichte ihm die Hand hin. „Ich bete für alle Menschen," sagte sie. „Die Mutter hat michs gelehrt. Heißt es nicht im Vaterunser ‚wie auch wir vergeben unsern Schuldigern?' Gewiß ich verzeihe es Ihnen, daß Sie mir mit der Pistole gedroht haben, damals als der arme Siegfried gebunden am Boden lag und mir nicht helfen konnte."

Graf Sziget fühlte sich sichtlich tief erschüttert durch diesen Blitz der Erinnerung, der durch Rosa's Seele gegangen war. Er stand einige Augenblicke schweigend. Dann wandte er sich zu Frau Sailer. „Sagen Sie Ihrem Sohne, daß ich sein Leben vom Kaiser erwirkt habe. Vielleicht wird er mich dann weniger hassen." Er grüßte den Grafen Albert und entfernte sich über eine Seitenstiege.

Graf Albert geleitete die beiden aufgeregten und erschöpften Frauen in einen Gasthof. Am nächsten Morgen trat er mit ihnen die Rückreise nach Pest an. Er trug die vom Grafen Sziget abgefaßte Begnadigungsschrift bei sich. Es herrschte eine eigentümliche Aufregung, als sie in den Straßen Pests einfuhren. Doch war es eine dumpfe und unterdrückte Bewegung im Volke, ein heimliches, trauriges Murmeln untereinander, niemand besaß den Mut, seine Gedanken und Gefühle offen auszusprechen.

„Was gibt es — was ist geschehen?" fragte Graf Albert unruhig die Umstehenden, als der Wagen plötzlich mitten in einem Menschengewühle Halt machen mußte, da die Pferde nicht weiter vorschreiten konnten, ohne die gaffenden, drängenden Leute unter ihre Hufe zu stampfen.

„Der Henker arbeitet seit heute morgen," sagte ein Arbeiter in verbissener Wut. „Zwölf der Verurteilten baumeln schon in der Luft, lauter Adelige, diesmal spart man auch mit ihnen nicht. Den einzigen Bürgerlichen hat man bis zuletzt gelassen. Die Leute wollen sogar wissen, daß er begnadigt wird. Ich glaub es aber nicht."

Frau Sailer brach in lautes Jammern aus — „der einzige Bürgerliche," das mußte ihr Sohn sein. Wenn die Begnadigung zu spät kam, wenn Graf Sziget eine Hinterlist gebraucht hatte, wenn das Schreckliche schon geschehen war?

Graf Albert verließ den Wagen. Frau Sailer und Rosa folgten ihm in das Menschengewühl hinaus, welches vorwärts, zum Richtplatze drängte.

Der junge Graf zog seinen Degen aus der Scheide und befestigte sein weißes Taschentuch daran. Hoch hielt er dieses improvisierte Gnadensignal, damit es schon von weitem sichtbar werden sollte. Zugleich holte er das Begnadigungsschreiben aus seiner Tasche.

„Gnade, Gnade!" schrieen diejenigen, die sich ihm zunächst befanden, und der jubelnde Ruf pflanzte sich fort von Mund zu Mund und hallte als tausendfaches Echo auf dem Richtplatze wider, wo der Henker schon viel grausige Arbeit gethan hatte. Von allen Verurteilten war nur mehr Siegfried unter den Lebenden. Resigniert erwartete er den Tod. Warum zögerte der finstere Mann, der schon so vielen ungarischen Patrioten ein schimpfliches Ende bereitet hatte? Wollte man seine Todesangst verlängern? Stolz hob er den Kopf, als wollte er sagen: „Seht, ich fürchte mich nicht. Greift zu, macht dem traurigen Spiel ein Ende. Es gelingt euch ja doch nicht, mich zittern oder erbleichen zu machen."

Da drang der Ruf „Gnade, Gnade!" an sein Ohr, da sah er von ferne ein weißes Fähnlein daherschwanken. Und es kam näher und näher und die Leute machten ihm jubelnd Platz. Ein schöner junger Offizier trug das Fähnlein.

Doch es blieb ihm keine Zeit, dieser Frage nachzuforschen. „Mutter, Mutter!" rief er erschüttert. „Rosa, meine liebe Schwester!" Ein Schwindel ergriff ihn. Er hatte dem Tod mutig ins Auge geblickt. Die plötzliche, unerwartete Rettung aber überwältigte ihn. Er mußte sich auf einen der Scharfrichtersgehilfen stützen, da seine Kniee ihm den Dienst versagten. Halb betäubt hörte er die Vorlesung der Begnadigungsschrift, welche die über ihn verhängte Todesstrafe in eine ewige Verbannung aus den österreichischen Erblanden verwandelte.

Die Fesseln wurden ihm abgenommen, ein langer Mantel über sein graues Delinquentengewand geworfen. Und dann führte ihn der Henker über die Stufen des Schafotts hinab in die Arme seiner Mutter, seiner Schwester. Er fühlte sich noch immer wie in einem Traume befangen. Erst Frau Sailer's Küsse, erst Rosa's sanfte Stimme rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

„Und das da ist Dein Lebensretter, Graf Albert, der dem Kaiser Deine Begnadigung abbettelte."

Siegfried streckte dem jungen Offizier bewegt die Hand entgegen. Graf Albert drückte dieselbe und sagte mit weicher Stimme:

„So habe ich Ihnen denn Wort halten und Ihren Sohn doch noch retten können, Frau Sailer. Und nun laßt mich Abschied von euch allen nehmen. Vielleicht werden wir uns nie wieder sehen. Doch denken dürfen wir aneinander in Freundschaft und Liebe. Lebt wohl, lebt wohl!" Er verlor sich rasch in der noch immer dicht gedrängten Menschenmenge. Rosa stand starr, mit todbleichem Gesichte.

Frau Sailer trocknete sich die thränennassen Augen und holte einen Mietwagen, in welchem sie mit ihren beiden Kindern nach Hause fuhr. Rosa sprach kein Wort. Sie schmiegte sich nur eng an den Bruder und er fühlte ihren zarten Körper in lautlosem Schluchzen erbeben.

Siegfried konnte kaum einen Schmerzensruf unterdrücken, als er den Vater wiedersah. Der vor kurzem noch so rüstige Mann war zum hinfälligen Greise geworden in den wenigen Tagen, in welchen er seinen Sohn von einem schimpflichen Tode bedroht gesehen hatte. Frau Sailer packte unter heißen Thränen die Kleider und sonstige Effekten ihres Sohnes in einen Koffer. Und ohne den Gatten auch nur zu fragen, griff sie tief in die Geldkasse. Sogar ein Beutelchen mit lange gesparten Dukaten, noch aus ihrer Mädchenzeit herstammend, wanderte in Siegfried's Reisetasche. Nein, hilflos sollte ihr armer Junge nicht hinaus in die weite, fremde Welt.

Rosa half ihr packen und ordnen und ein Mahl zu Siegfrieds Stärkung bereiten. Das junge Mädchen war sehr bleich und traurig und schien völlig klar die ganze Situation zu übersehen. Es überraschte Frau Sailer, daß sie nicht nach dem Grafen Albert fragte. Hatte sie seine letzten Worte, seine Flucht verstanden? Und besaß sie nun den Mädchenstolz, ihr Leid in sich selber zu verschließen? Eben saß die Familie Sailer zum letztenmale vereint bei dem einfachen Mahle, als die Thorglocke gezogen wurde.

Einer der Gehilfen ging hinaus, um zu öffnen. Er kam in Begleitung einer schwarzgekleideten Dame wieder.

Siegfried sprang heftig erschüttert von seinem Stuhle auf. Er hatte sie sogleich erkannt, diese schöne, biegsame Gestalt, diese zugleich liebliche und vornehme Art, das blonde Lockenhaupt zu tragen, trotzdem sich das

Antlitz unter einem Trauerschleier völlig verbarg. „Adriana, o Adriana!" schluchzte er mehr als er sprach.

Sie schlug den Schleier zurück. Wie bleich waren ihre Züge, wie deutlich verrieten ihre festgeschlossenen Lippen, ihre thränenden Augen, was sie in diesen letzten Zeiten getragen hatte an unermeßlichem Leid.

„Ja — ich bin es," hauchte sie matt. „Ich hörte, daß man Dich begnadigt hatte, Siegfried, daß mir der neue, unermeßliche Schmerz um Dich erspart geblieben ist. O, mein Gott, ich hätte ihn ja auch nicht überdauern können. Macht mich nicht schon der Gedanke wahnsinnig, daß mein unglücklicher Vater gleich einem tollen Hunde im Ofener Festungsgraben niedergeschossen worden ist?"

„O Adriana, wie habe ich ihn beweint, wie seine Mörder verflucht. Und wie wenig schätze ich das Leben, das mir die kaiserliche Gnade schenkte. Meine Augen müssen mein Vaterland nun in Knechtschaft sehen. — Aber wie danke ich Dir, daß Du mir noch einmal Deinen Anblick gönnst, daß Du kommst, um Abschied von dem Verbannten zu nehmen, den Du nimmer, nimmer sehen wirst. Damals als wir vereint zu sterben hofften, erlaubte uns Dein Vater, uns die letzten Stunden durch Liebe zu versüßen. Nur in diesem Sinne habe ich seinen Segen zu unserem Bunde, seine Nachsicht mit unseren Gefühlen aufgefaßt. Nun bist Du wieder frei, Du kehrst in die glänzenden Kreise zurück, die Deine Geburt Dir anweist. — Die Oesterreicher konnten Deinen Vater erschießen, nicht aber Dein Familienwappen zerstören. Die Edelsten Ungarns werden wetteifern, Deine Hand zu erringen, Deine Schönheit zu besitzen. Wandle Deine lichten Wege, lieblicher Engel. Und Dank Dir, Dank für diesen letzten Blick der Liebe. Laß mich es wagen, Dich um eine flüchtige Erinnerung anzuflehen, wenn meine Existenz verschollen sein wird in fernen Landen und mein Herz gebrochen im Kampf mit seinen unermeßlichen Schmerzen."

Adriana hob die schönen, dunklen Augen vorwurfsvoll zu dem Jüngling auf. „O wie wenig und wie schlecht Du mich kennst, Siegfried," erwiderte sie mit leise vibrierender Stimme. „Du meinst, ich könnte den Bund lösen wollen, den unsere Herzen geschlossen haben? O dann weißt Du nicht, was lieben heißt. Du sprichst von meinem Familienwappen? Die Oesterreicher haben es vom Thore unseres Palastes gerissen und ich — ich riß es ohne Schmerz und Bedauern aus meinem Herzen. Du meinst, daß ich nach einer glänzenden Heirat lüstern bin? Begreifst Du nicht, daß ich zu viel Stolz besitze, um arm, wie mich die kaiserlichen durch die Beschlagnahme meines väterlichen Erbes gemacht haben, in eine reiche, vornehme Familie einzutreten und mir bei Gelegenheit vorwerfen zu lassen, daß ich als Bettlerin gekommen sei? Und vergißt Du, daß ich Dir Treue geschworen habe in Augenblicken, die ich für unsere letzten hielt? Nein, Siegfried, nicht um Abschied zu nehmen kam ich zu Dir her. Ich hoffte, daß Du mich schützen und stützen würdest auf dem Lebenswege. Ich kam, weil ich Dich begleiten wollte in die Verbannung, ich kam, weil ich Dich liebe und nicht von Dir lassen kann, wirst Du mich von Dir weisen wollen?"

Da stürzte er vor ihr auf die Kniee und ergriff und küßte ihre beiden Hände. Er weinte, er lachte und jubelte. Und die Seinen, welche die ganze Szene nicht begreifen konnten, sie blickten überrascht, erschüttert auf ihn und die schöne, vornehme Dame, die so herzlich, so vertraulich zu ihm gesprochen hatte. Siegfried faßte sich endlich so weit, um seinen Eltern die Situation zu erklären und ihnen zu sagen, wie nun ein Schutzengel, eine treue Gefährtin ihn in die Verbannung geleiten wollte.

Frau Sailer wagte es nach langem Zögern, die schöne Komtesse auf die lilienweiße Stirne zu küssen. Rosa kniete stumm neben der neugewonnenen Schwester nieder, die ihr schon die nächste Stunde wieder rauben sollte. — Herr Sailer stand weinend und gerührt daneben und stammelte Segenswünsche über das von so traurigen Verhältnissen zusammengefügte Paar. — Adriana hatte für alle ein Lächeln, ein herzliches Wort, eine Liebkosung.



„Sie gleicht ihrer Mutter am Antlitz, nicht aber am Herzen," sagte Frau Sailer zu ihrem Gatten. „Meine aristokratische Freundin Anna wäre eher gestorben, als daß sie einen Bürgerlichen geheiratet hätte."

Und dann kam die Stunde des Abschiedes. Rosa schlang ihre beiden Arme um Siegfrieds Hals. „Mein Frühling ist entblättert, ehe er zum Blühen kam!" sagte sie sanft. „Wenn Du einmal wieder kommst, wirst

Du die arme Rosa nicht mehr finden. Die geht in den Himmel, um für Dich und ihre schöne Schwester Adriana zu beten. Leb wohl, Siegfried, leb wohl. Die roten Blumen, sie werden erst auf meinem Grabe blühen!"

Welch ein Abschied! Rosa lag bewußtlos in den Armen ihrer Mutter, als der Wagen mit Siegfried und Adriana davonrollte.

18.

Viele Jahre der dumpfen Bewegungslosigkeit, des gewaltsam niedergehaltenen Volksunwillens waren über das schöne Ungarland hingegangen.



Der Kriegsgefangene. (Mit Text.)

Dann hatte sich Oesterreichs Kaiser, an trüben Erfahrungen reich, doch endlich mit den Magyaren, den Hauptstützen seines Thrones, versöhnt. In der prächtigen Donaustadt Pest wurde ihm die uralte Krone des Königs Stefan auf's Haupt gesetzt.

Der Krönungsfeierlichkeit folgte ein allgemeiner Amnestieakt; alle die ungarischen Patrioten, die seit dem Jahre 1848 im Exile lebten, sie sollten frei und ungefährdet in ihr Vaterland zurückkehren dürfen und ihre konfiszierten Güter aus den Händen des Staatsfiskals von neuem zugewiesen erhalten. — Selbst das Haupt der Revolution, Ludwig Kossuth, war in den Gnadenakt mit einbedungen.

Im Hause des Tischlermeisters Sailer herrschte eine lebhafte Aufregung. Auch hier erwartete man ja geliebte Flüchtlinge aus dem Auslande. Neues Leben sollte das so lange in eine dumpfe Grabesstille versunken gewesene Haus erfüllen. Siegfried hatte geschrieben, daß er seinen greisen Eltern ihren rüstigen Enkel und ihre niedliche Enkelin zuführen würde. Dann sollte sich die ganze Familie nach Edeshazy, dem Geburtsschlosse Adriana's, zurückziehen und dort friedlich, von allen öffentlichen Angelegenheiten entfernt, den endlich wiedergekehrten Sonnenschein des Glückes genießen. Frau Sailer hatte viel zu arbeiten und zu schaffen, um das Haus für die Aufnahme ihrer Schwiegertochter, der Frau Gräfin, in gehörigen Stand zu setzen. Trotz ihrer Antipathie gegen die „hochmütigen Aristokraten" war ihr doch der Respekt vor denselben anerzogen. Sie meinte zu wissen, was man einer hochgeborenen Komtesse für eine Bewirtung schuldig sei. Ueberdies hatte sich Adriana ja nie stolz gezeigt, immer so freundliche Briefe aus dem fernen Exil geschrieben. Für sie konnte man alles mit wahrer Freude thun. Von Zeit zu Zeit trocknete sich Frau Sailer mitten in ihrer Arbeit verstohlen eine Thräne ab. Diese Thräne wurde ihr von dem Gedanken erpreßt: „Ach, wenn doch die arme Rosa das erlebt hätte! Wie sehnte sie sich in ihren letzten Tagen nach Siegfried. Nun kommt er und findet seine Schwester nicht wieder!

Der alte Sailer schien diesen Gedanken auf der Stirne seiner Frau zu lesen, denn er sagte mit tiefer Wehmut im Ton: „Die arme Kleine hat es oben im Himmel besser. Sie war ein schöner Schmetterling, der im Winter aus der Puppe kroch und erfrieren mußte. Wir haben sie verloren, als sie gerade erst verständig geworden war und unser Trost hätte sein können. Aber Gott ist uns doch recht gnädig, daß wir unseren Sohn wiedersehen dürfen. Und wir sollen gar unsere letzten Tage auf dem Grafenschloß verleben. Rosalie, ich meine, wir werden doch noch ein paar glückliche Tage haben nach all dem langen Leid."

Endlich war er da, der große Tag. Ein eleganter Wagen hielt vor dem Tischlershause. — Wenige Sekunden später war eine glückliche Familie im behaglichen und mit Blumen schön geschmückten Wohnzimmer vereint. — Siegfried drückte seine greise Mutter, seinen gebrechlich gewordenen Vater vereint an die breite, sturmgeprüfte Brust. Dann wandte er sich zu der noch immer strahlend schönen Adriana: „Vater, liebe Mutter, hier bringe ich Euch eine Tochter. Meine Adriana hat mir versprochen, daß sie euch unsere arme, süße Rosa ersetzen will. Und auch noch andere Wesen bringe ich euch, die euch lieben werden!" Damit hob Siegfried seine beiden blühenden Kinder vom Boden auf und legte sie in die Arme seiner greisen Eltern. — „Und auch die Schmach der Vergangenheit, das Brandmal des Vaterlandsverräters ist von meiner Stirne genommen," fuhr er freudig fort. „Franz Wallner, der Verwalter des Grafen Sziget, hat auf seinem Sterbebette freiwillig ein Dokument verfassen lassen, in welchem er bezeugt, daß jene mir von der Wiener Revolutionspartei anvertrauten Schriften mit Gewalt meinen Händen entrissen worden sind. Graf A . . . . . kam vor wenigen Wochen in London zu mir und bat mich wegen des fälschlich gegen mich gefaßten Verdachtes um Entschul-

digung. Von ihm erfuhr ich auch das wenig beneidenswerte Ende des Grafen Sziget selber. Von der allgemeinen Verachtung, selbst derjenigen der kaiserlichen Partei erdrückt, von seinen eigenen Gewissensbissen gepeinigt, war er nach und nach in eine finstere Melancholie verfallen, die nahe an den Wahnsinn streifte. Während eines Anfalls dieser düsteren, nervösen Stimmung nahm er in selbstmörderischer Absicht eine starke Phosphorlösung zu sich. Die Dosis reichte nicht hin, ihn augenblicklich zu töten. Erst nach langwierigen Leiden fand er den heiß ersehnten Tod. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Rosa, dir allein that ich nichts zuleide, mit dir allein fühlte ich Erbarmen. Bitte bei Gott um Verzeihung für mich. Niemand verstand seine Worte, ich aber weiß, daß er an meine Schwester dachte in seinen letzten Augenblicken. Und so sei ihm denn Gott ein gnädiger Richter. Ich möchte nicht so schwer mit Schuld beladen wie er an die Pforte der Ewigkeit treten."

Ein tiefes Schweigen, den trüben Erinnerungen geweiht, folgte Siegfrieds Erzählung, bis die Kinder mit ihrem Plaudern und Lachen die Trauernden in die schöne, lichtvolle Gegenwart zurückriefen.

In wenigen Tagen wurde dann die Reise nach Edeshazy angetreten. Welche Erinnerungen für Siegfried und Adriana! Hier an dieser Stätte hatte ihre Liebe den ungehofften Segen des unglücklichen Grafen Ergyedy erhalten. Hier hatten sie vereint zu sterben geglaubt und hieher kehrten sie nun zurück mit ihrem ewig frischen Eheglück, mit ihren lieblichen, blühenden Kindern.

Das alte Schloß sollte nicht mehr restauriert werden. Als heilige Ruine aus den Zeiten des großen Kampfes für Ungarns Freiheit wollte es Siegfried auf seine Nachkommen übergehen lassen, als sprechende Erinnerung, wie schwer die magyarischen Patrioten für die Sache des Vaterlandes gelitten und gerungen hatten.

Ein neues bequemes Wohnhaus erhob sich bald neben dem halb zerstörten alten Schlosse. An dem Thore prangte aber nicht das nunmehr erloschene Familienwappen der Ergyedy's, sondern ein kleines, geschnitztes Namensschild, auf welchem ein Hobel und eine kleine Säge angebracht war, das Sinnbild von der bürgerlichen Abkunft des Schloßherrn.

Und hier lebten wahrhaft Glückliche. Hier erwartete der alte Sailer und seine greise Ehefrau in Frieden den Ruf des Todesengels, und wenn die innere Befriedigung des gegenseitigen Liebens und Geliebtseins wie ein Segenshauch durch alle Herzen ging, da sagte Siegfried, mit tiefer Zärtlichkeit auf sein herrliches Weib blickend: „Zwei Engel sind durch mein Leben gegangen: Meine Schwester und meine Frau. Die eine betet nun im Himmel für mich, die andere beseligt mich auf Erden. — Wie sollte ich nicht meinem Geschicke danken, wenn es mich auch durch Sturm und Dornenhecken führte? Wie sollte ich mich nicht glücklich preisen?"

Vornehme Verbrecher.

Nach den Erinnerungen eines New-Yorker Arztes.

Von H. von Remagen.

Im Sommer 18** übte ich in der amerikanischen Hauptstadt meine Praxis aus. Es war gerade zu der Zeit, wo die Cholera dort herrschte und Hunderte und Tausende wie Mücken dahinraffte. Die Seuche hatte eben ihren Höhepunkt erreicht und die verhältnismäßig kleine Zahl von Aerzten, welche der Tod verschonte, war nicht mehr im stande, den täglich steigenden Anforderungen zu entsprechen. Seit Wochen hatte ich keinen regelmäßigen Schlaf mehr genossen, da ich oft in einer Nacht vier- bis fünfmal gerufen wurde. Ich war deshalb von der übermäßigen Anstrengung ganz erschöpft. Oft kehrte ich, wenn ich in den ersten Morgenstunden meine Besuche begonnen hatte, erst spät in der Nacht nach Hause zurück, wo ich gewöhnlich eine neue Liste von Namen vorfand, welche meinen sofortigen Beistand verlangten. Wenn ich überhaupt noch Besuche machte, so wählte ich immer die letzten auf der Liste aus, denn ich wußte, daß die übrigen entweder schon einen andern Arzt hatten, oder überhaupt der menschlichen Hilfe nicht mehr bedurften, so schnell vollführte der unerbittliche Würger sein schreckliches Werk. Es war in der That eine schlimme Zeit und wenn ich Ihnen die Szenen des Leidens und Elends, deren Zeuge ich war, beschreiben wollte, so würde ich Ihr Gemüt mit Schauder erfüllen.

Aber lassen wir das. Ich habe Ihnen eine ganz andere Geschichte zu erzählen, und das eben Gesagte sollte nur als Einleitung für die Mitteilung dienen, daß ich zur Zeit, wo die Epidemie am heftigsten wütete, ein so merkwürdiges Abenteuer zu bestehen hatte, daß ich die Erinnerung daran wochenlang Tag und Nacht nicht mehr los werden konnte.

Es war etwa 11 Uhr, in einer finstern, stürmischen Nacht, als ich von dem Sterbebette eines persönlichen Freundes in höchst trauriger Stimmung nach Hause zurückkehrte, fest entschlossen, mich niederzulegen, ohne auf meine Liste zu sehen und mich durch nichts in der Nacht stören zu lassen, da meine Natur dringend der Ruhe verlangte, wenn sie nicht selbst der übermäßigen Anstrengungen erliegen sollte.

Aber auf der Treppe zu meiner Hausthür begegnete ich einem Manne, welcher auf mich wartete. Es war dunkel, denn die flackernde Straßenlampe befand sich in einiger Entfernung und ich hätte ihn nicht erkannt, wäre er auch ein Bekannter und sein Gesicht vollkommen sichtbar gewesen. Dies war aber nicht der Fall. Ein Klapphut hing ihm tief ins Gesicht herein, dessen unterer Teil durch einen breiten aufgeschlagenen Mantelkragen vollständig verdeckt war. Dies hatte indes in dieser stürmischen Nacht nichts Auffallendes an sich.

„Dr. A . . . .," sagte er, „ich habe mit Schmerzen auf Sie gewartet. Sie müssen mit mir kommen, es handelt sich um einen höchst wichtigen Fall."

„Ich kann nicht und wäre es mein eigener Bruder," erwiderte ich.

„Sie müssen, Doktor!" entgegnete er in entschiedenem Tone. „Kommen Sie, ich habe einen Wagen in Bereitschaft, der Sie hin- und zurückbringen wird. In einer Stunde ist alles geschehen."

„Ich kann nicht, ich bin vollkommen erschöpft!" sagte ich und versuchte weiterzugehen. „Ich muß schlafen, wenn ich nicht unterliegen soll. Ich fühle mich wirklich selbst unwohl."

„Ich kann keine abschlägige Antwort annehmen," fuhr er fort, „hier ist Gold, Herr, Gold, der archimedische Hebel, der die Welt in Bewegung setzt."

„Während er dies sprach, ergriff er meine Hand und ehe ich sie zurückziehen konnte, füllte er sie buchstäblich mit Gold.

„Sie sind jetzt bezahlt," fuhr er fort, „und Sie können sich deshalb nicht länger weigern."

„Gut, wo ist der Wagen?" fragte ich ungeduldig.

„Nur einen Augenblick, Doktor."

Er ließ auf einer Bootsmannpfeife einen Pfiff ertönen und sogleich kam um die nächste Ecke herum ein Wagen mit zwei Pferden daher und hielt vor der Treppe. Ohne weiteres Bedenken stieg ich mit meinem unbekannten Besucher ein, worauf wir eine halbe Stunde lang mit großer Schnelligkeit durch eine Menge Straßen fuhren. Endlich schien der Wagen mit einer kurzen Wendung in einen Hof zu fahren und machte dann plötzlich Halt. Augenblicklich wurde der Schlag aufgerissen und mein Gefährte sprang mit dem Ausrufe hinaus: „Schnell, Doktor, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Ich hatte kaum den Boden berührt und noch nicht Gelegenheit gehabt, mich umzusehen, als mir ein langer, schwerer Mantel über Kopf und Schultern geworfen und um den Leib festgebunden wurde. Ich ward dann von zwei Männern, einem auf jeder Seite, ergriffen und mit der größten Eile in ein Gebäude und dort, wie es schien, durch lange gewundene Gänge geführt, bis wir an eine Treppe kamen, welche, wie ich aus der Luftveränderung schließen konnte, tief unter die Erde führte.

Ich fühlte mich nicht ganz behaglich, ließ mich aber fortführen, ohne eine Frage zu stellen, weil ich wohl einsah, daß es mir doch nichts nützen würde. Wenn sie die Absicht hatten, mich zu ermorden, so befand ich mich in ihrer Gewalt und konnte mir nicht helfen. Wenn sie mich aber mystifizieren wollten, so war vorauszusehen, daß sie mir keine Antwort geben würden. So verhielt ich mich still, versuchte keinen Widerstand und zeigte keine Furcht oder Unschlüssigkeit.

Als wir am Fuße der Treppe angekommen waren, eilten wir durch einen langen Gang mit vielfachen Windungen, der mir ein unterirdischer Tunnel zu sein schien. Doch dies war nur eine Vermutung, denn meine Begleiter erlaubten mir nicht, mit den Händen nach den Wänden zu fühlen. Endlich gelangten wir wieder zu einer Treppe, die wir hinaufstiegen und dann, nachdem wir noch durch einige Gänge gegangen waren, traten wir in ein beleuchtetes Gemach.

„Doktor," sagte jetzt einer meiner Begleiter, „was Sie jetzt sehen und hören, dürfen Sie, wenn Ihnen das Leben lieb ist, keinem Menschen offenbaren. Wir haben nicht die Absicht, Ihnen ein Leid anzuthun, wir haben Sie aus einem anderen Grunde hieher gebracht. Wir bedürfen Ihrer in einem sehr kritischen Falle. Wir wissen, daß Sie ein geschickter Wundarzt sind, denn Sie sind uns von Dr. M., welcher heute gestorben ist, empfohlen worden."

„Was?" rief ich aus. „Ist Dr. M. tot?" Ich war ihm erst am Tage vorher begegnet und er schien damals vollkommen wohl zu sein.

„Ein weiteres Opfer der Seuche," sagte mein Begleiter. „Wenn er am Leben wäre, so würden wir nicht nach Ihnen gesandt haben. Doch wir verlieren unsere Zeit. Sie wissen, daß Sie nichts von dem, was Sie wahrnehmen, entdecken dürfen?"

„Ich kenne meinen ärztlichen Eid!" entgegnete ich.

Sogleich wurde der Mantel entfernt und ich fand mich von sechs Männern umgeben, welche sämtlich schwarze Masken trugen und schwarz gekleidet waren. Das Zimmer war hübsch möbliert und mit einer roten Tapete behängt, mit welcher auch Thüren und Fenster, wenn letztere überhaupt vorhanden, überkleidet waren.

„Ich weiß nicht, ob Ihre starken Nerven eines Reizmittels bedürfen," sagte dieselbe Stimme, die mich vorher angeredet hatte; „wenn Sie es aber für nötig halten, so sind hier Weine und Liköre aller Art."

Er deutete dabei auf eine lange Tafel, auf der zwei Reihen Flaschen und Gläser standen. Ich hatte allerdings etwas derartiges nötig, nicht weil ich Furcht hatte, sondern wegen meiner gänzlichen Erschöpfung. Ich trat deshalb an den Tisch, suchte mir eine Flasche aus und trank.

„Jetzt, meine Herren," sagte ich, „bin ich zu jedem ehrenwerten Geschäfte bereit."

Darauf führte mich derjenige, welcher der Anführer zu sein schien, sogleich durch eine hinter der Tapete verborgene Thür ins nächste Zimmer. Dieses war ähnlich wie das vorige möbliert, aber grün tapeziert. Wir

gingen durch dieses hindurch in ein drittes Gemach, in welchem ein Bett stand, auf dem eine maskierte Gestalt lag, welche die lebhaftesten Schmerzenstöne ausstieß. An dem Lager saßen zwei maskierte Frauengestalten, von denen eine die Hand des Kranken hielt. Drei von den maskierten Männern waren uns in das Gemach gefolgt, dessen Thür versperrt wurde.

„Nun, Doktor, untersuchen Sie die Wunde dieses Herrn dort," sagte der Mann, welcher bisher das Wort geführt.

Die beiden maskierten Gestalten am Bette zogen sich zurück, während die übrigen einen Halbkreis um mich bildeten. Ohne Staunen oder Zögern zu verraten ging ich ans Werk. Als ich die Decke wegzog, entdeckte ich in der Seite des Mannes eine gefährliche Schußwunde. Es war notwendig, daß die Kugel sogleich ausgezogen wurde, und während ich danach sondierte, wurde der Schmerz dem Verwundeten so unerträglich, daß er mit einem Schrei die Hände emporstreckte, mit den Fingern unter die Maske fuhr und diese abriß.

Unwillkürlich fuhr ich zurück, denn das Gesicht, auf welches jetzt das volle Kerzenlicht fiel, gehörte einer Persönlichkeit an, der ich früher häufig in den höchsten Gesellschaftskreisen der Stadt begegnet war. Augenblicklich wurde ich von den Männern, die mich umgaben, von dem Bette weggerissen, auf ein Sofa geworfen und von mehreren nackten Dolchen bedroht.

„Was soll dies heißen, meine Herren?" fragte ich in einem möglichst ruhigen und kalten Tone.

„Sie haben einen Teil unseres Geheimnisses entdeckt," sagte der frühere Sprecher, „und wir wissen nicht, ob es bei Ihnen in Sicherheit ist."

„Sie setzen mich wirklich in Erstaunen," erwiderte ich. „Ich habe kein Geheimnis entdeckt, außer daß ich weiß, wer der Verwundete ist. Was liegt aber daran? Kann ich nicht seine Wunde ebenso gut verbinden, als ob er mir vollkommen fremd wäre?"

„Wird er am Leben bleiben, Doktor?" fragte ein Zweiter.

„Die Möglichkeit ist vorhanden. Weiter kann ich aber nicht versprechen. Es wird viel von dem Grade der Entzündung, von seinem Gemütszustande und der Pflege, die er erhält, abhängen."

„Dann, Doktor, müssen Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, schwören, daß Sie unter keiner Bedingung des Namens Ihres Patienten in Verbindung mit den gegenwärtigen Umständen Erwähnung thun wollen."

„Sehr gern," erwiderte ich, „obschon ich im Dunkel darüber bin, was Sie für einen Grund dazu haben."

„Sie werden vielleicht nicht immer im Dunkeln darüber bleiben, jedenfalls aber haben wir keine Lust, Ihnen Aufklärung zu geben. Wir haben unsere Gründe und dies muß Ihnen genügen. Und vergessen Sie nicht, wenn Sie Ihren Eid brechen, so werden Sie unsere Dolche zu finden wissen, wo Sie auch sein mögen. Sind Sie zufrieden gestellt, meine Herren?" setzte er zu seinen Gefährten gewendet hinzu.

Die Männer nickten und steckten ihre Dolche ein.

„So gehen Sie denn ans Werk, Doktor, und thun Sie Ihr Bestes," sagte der Führer. „Wenn Sie ihn retten, so sollen Sie eine große Belohnung erhalten. Mag er aber am Leben bleiben oder sterben, jedenfalls sollen Sie für Ihre Dienste gut honoriert werden."

„Nein," sagte ich, „ich bin bereits hinlänglich entschädigt, da man mir die Hand mit Gold gefüllt hat."

„O, das ist noch nichts. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Sie eines Tages den hundertfachen Betrag erhalten. Wir besitzen Mittel genug, um diejenigen, die uns Dienste leisten, freigebig zu belohnen. Gehen Sie ans Werk und halten Sie sich bereit, uns auch ferner Ihren Beistand zu leisten, wenn wir dessen bedürfen. So oft wir Ihnen jemand senden, der Ihnen den Namen des Verwundeten ins Ohr flüstert, so müssen Sie ihm augenblicklich folgen und wäre es vom Sterbelager eines Freundes."

Ich nickte bloß und ging wieder daran, die Kugel aus der Wunde zu ziehen, was mir auch unter dem Stöhnen und Schmerzensgeschrei des Kranken nach einer halben Stunde gelang. Darauf verband ich die Wunde und nachdem ich ein Rezept geschrieben und einige Verhaltungsregeln erteilt hatte, gab ich den Wunsch zu erkennen, mich zu entfernen.

„Sie müssen sich die Augen verbinden lassen, Doktor," sagte dieselbe Stimme, welche bisher gesprochen hatte.

„Ich befinde mich in Ihrer Gewalt. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, nur sorgen Sie dafür, daß ich so schnell als möglich nach Hause komme, denn ich bin von der übermäßigen Anstrengung ganz erschöpft."

„Wir werden Sie nicht länger aufhalten, als unumgänglich nötig ist," erwiderte der andere.

Sogleich brachten zwei von den Masken eine dicke Binde herbei und nachdem sie mir damit die Augen verbunden hatten, so daß ich nicht imstande war, Licht von Finsternis zu unterscheiden, zogen sie mir den langen Mantel über den Kopf.

Ich wurde dann aus dem Zimmer und anscheinend durch dieselben unterirdischen Gänge, durch die ich hergekommen, zu dem Platze zurückgeführt, wo ich den Wagen verlassen hatte. Dieser hatte auf uns gewartet und ich bestieg ihn mit meinen beiden Begleitern, welche die Absicht zu haben schienen, mir die Augen so lange verbunden zu halten, bis ich nicht mehr imstande wäre, mich über die Oertlichkeit zu orientieren. Wir fuhren dann wieder in raschem Trabe durch mehrere Straßen, während der Sturm noch immer forttobte.

Endlich hielten wir an und nachdem Mantel und Binde weggenommen waren, eröffnete mir eine dumpfe und offenbar verstellte Stimme, daß ich mich entfernen könne. Beim Aussteigen gab der Sprecher mir seine Hand, als ob er mir Beistand leisten wollte, und als ich die meinige wieder zurückzog, fühlte ich ein zusammengefaltenes Papier darin. Der Wagenschlag wurde darauf laut zugeworfen und im nächsten Augenblick war das Gefährt mit meinen Begleitern um die nächste Ecke verschwunden.

Zuerst war ich ganz verwirrt und wußte nicht, wo ich mich befand. Bald aber machte ich die Entdeckung, daß man mich in einem engen Hintergäßchen, einige Straßen von meiner Wohnung entfernt, abgesetzt hatte. Ich eilte nach Hause und dort angekommen, untersuchte ich sogleich das in meiner Hand zurückgelassene Papier. Es enthielt zwei Fünfzig-Dollar-Noten, sonst aber nichts.

Als ich am folgenden Tage eine der Morgenzeitungen überblickte, fand ich einen Artikel darin, der mir über das Geheimnis, bei dem ich beteiligt war, einen Aufschluß zu enthalten schien. In demselben wurde nach dem üblichen Eingang berichtet, daß ein Nachtwächter, als er am vorigen Abend zwischen 9 und 10 Uhr an der — Bank vorüberging, mehrere Schüsse gehört habe, denen ein Geräusch, wie von einem Kampfe und Hilferufe, gefolgt seien. Er habe sogleich Lärm gemacht und sei nach der Rückseite des Gebäudes gelaufen, wo er auf mehrere maskierte Männer gestoßen, welche die Treppe herabkamen und dem Anschein nach einen verwundeten Gefährten in ihrer Mitte trugen. Als sie des Wächters ansichtig geworden, seien zwei von ihnen vorgesprungen und hätten denselben mit einem sogenannten Totschläger zu Boden geschlagen. Als mittlerweile auf sein früheres Lärmgeschrei andere Personen herbeigekommen, waren die Thäter verschwunden, in der Bank aber, deren Thüren offen standen, fand man den Privatwächter tot in seinem Blute schwimmend. Er hatte mehrere Stichwunden und neben ihm lagen seine abgeschossenen Pistolen. Von den Dieben und Mördern, welche offenbar zu einer großen und gut organisierten Bande gehörten, hatte man keine Spur entdeckt, ausgenommen, daß um die Zeit des obigen Vorfalls ein geschlossener Wagen in gestrecktem Galopp von dem Platze wegfuhr und sich in den engen Straßen der Stadt verlor. Wie man vermutete, wurde der Verwundete damit fortgeschafft.

Mehrere Tage lang waren die Zeitungen mit Einzelheiten über dieses blutige Drama angefüllt, über die Thäter aber enthielten sie keinerlei Aufschluß, und ich selbst durfte, was ich wußte, nicht enthüllen. Was aus dem Verwundeten geworden und wer seine Mitschuldigen waren, habe ich niemals erfahren, aber der ganze Vorgang brachte auf meine Nerven eine höchst ungünstige Wirkung hervor und wochenlang schwebte ich in beständiger Furcht, wieder zu den Verbrechern gerufen und so ihr Mitschuldiger zu werden.

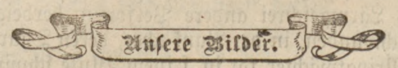
Ich habe die Ueberzeugung, daß die ganze Bande, gleich dem Verwundeten, den ich kannte, sich in den höheren Gesellschaftskreisen bewegte. In dieser Ansicht wurde ich auch dadurch bestärkt, daß kurze Zeit darauf mehrere Männer wegen Fälschung verhaftet wurden, welche bisher in hohem Ansehen gestanden und sich eines unbefleckten Rufes erfreut hatten. Von dieser Zeit an konnte ich ein gewisses Mißtrauen gegen die höhere Gesellschaft in der Stadt des Reichtums und der Mode nicht ganz unterdrücken, und sobald ich so viel erworben hatte, um sorgenfrei davon leben zu können, zog ich mich aufs Land zurück, wo ich nach einem unruhigen, oft stürmischen Leben die nötige Ruhe zu finden hoffte. Meinen Eid, obschon er erzwungen war, habe ich treulich gehalten, denn niemals ist der Name des Verwundeten, in Verbindung mit dem erzählten Vorfalle, über meine Lippen gekommen.

Guten Morgen, Herr Fischer!

Die Entstehung dieser volkstümlich gewordenen und scherzweise bald als Gruß, bald als Ablehnung gebrauchten Redensart rührt von einem Königsberger Kandidaten der Theologie, namens Fischer her, der sehr arm, sehr fleißig, aber auch schon sehr alt war, ohne eine Stelle erhalten zu haben. Mit großem Eifer studierte er unablässig die Bibel und machte dabei allerhand neue Entdeckungen über die Sündhaftigkeit der Menschen. So fand er unter anderm, daß das Grüßen wider die ausdrücklichen Gebote der heiligen Schrift streite, denn Ev. Luc. Kap. 10 V. 4 stehe geschrieben: „Und ihr sollt niemand auf der Straße grüßen." Daß mit diesen Worten nur denen, die als Verkünder der neuen Lehre ausziehen, gesagt werden soll, sie möchten ruhig ihres Weges ziehen, nicht unterwegs Bekanntschaften machen, geht aus dem Zusammenhang hervor. Um den aber kümmerte der gute Fischer sich nicht viel und grüßte darum fortan nicht nur selbst niemand mehr, sondern wurde auch von Zorn erfüllt, so oft der verbotene Gruß ihm dargebracht wurde, was häufig genug geschah. Dem auszuweichen ging Fischer bei Tage gar nicht mehr aus; nur früh morgens mußte er sich, da er zu arm war, hiezu Bedienung zu halten, aus dem durch sein sehr gutes Wasser berühmten Haberberger Brunnen seinen Trinkbedarf holen. Aber auch auf dieser Morgenpromenade traf er mit Arbeitern zusammen, die ihn grüßten und um so eifriger, je mehr sie merkten, daß der Gruß ihn ärgere. Besonders that sich ein Fleischergeselle durch sein regelmäßiges und kräftiges: „Guten Morgen,

Herr Fischer!" hervor. Der Kandidat war außer sich, aber Trinkwasser mußte, gutes wollte er haben, und so bat er denn bei dem Magistrat um Schutz gegen diese unchristliche Neckerei, die seinem frommen Sinn ein tägliches Aergernis gab; insbesondere bezeichnete er den bösen Fleischergesellen als seinen schlimmsten Gegner. Als der Magistrat ihn abwies, wandte er sich an die Polizei, dann an die Regierung, an den Minister, aber niemand konnte ihm helfen. Endlich machte er eine Eingabe an den König, die noch in den Akten vorhanden ist, schilderte seine Not und die Boshaftigkeit des Fleischergesellen, und bat den Landesherrn um kräftiges Einschreiten gegen das sündliche „Guten Morgen, Herr Fischer!" Das Schriftstück wurde an die Regierung abgegeben, von dieser der Direktion des Hospitals, in welchem der arme Kandidat inzwischen Aufnahme gefunden hatte, mit der Anweisung zugestellt, man möge den Bittsteller durch vernünftige Vorstellung zu beruhigen suchen. Im Hospital führte er sein Sonderlingsleben fort, verließ selten das Bett und gestattete noch seltener jemand Zutritt in seine Klause. In seinem Nachlaß fand man als Früchte seiner langen Studien ganze Säcke voll kleiner Däumlingsbücher, angefüllt mit ebenso zierlicher als eigentümlicher Schrift, die niemand entziffern konnte. Das Geheimnis seiner Studien ist mit ihm gestorben, überlebt hat ihn nur das volkstümlich gewordene, selbst auf die Bühne gebrachte: „Guten Morgen, Herr Fischer!"

D. Gronen.

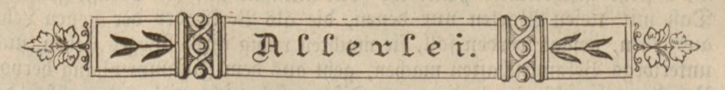


Der Eingang zur Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonskirche zu Potsdam. Potsdam wimmelt von Erinnerungen an Friedrich den Großen, welcher hier und im benachbarten Sanssouci, das vorzugsweise seine eigene Schöpfung war, mit Vorliebe seine letzten Lebensjahre verbrachte. Eine der eindrücklichsten Erinnerungen an den großen Preußenkönig aber ist seine Ruhestätte in der Gruft der Garnisonskirche zu Potsdam, die hiedurch eine besondere Weihe erhält. Der Erbauer der im reichsten Zopfstil gehaltenen Kirche war König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen, dessen irdische Ueberreste denn auch in einem Marmorsarg neben denen seines großen Sohnes in dieser Gruft ruhen. Der Eingang zu dieser befindet sich unter der Kanzel (siehe unser vorstehendes Bild), und neben und über derselben sind alle die Fahnen und sonstigen Trophäen aufgehängt, welche das preußische Heer seit 1813—15, namentlich in den Feldzügen von 1866 und 1870—71 erobert hat, besonders die 84 Adler, welche im letztgenannten Kriege den Franzosen in Sturm und offener Feldschlacht abgenommen wurden. — In der Gruft ruht Friedrichs des Großen Leiche in einem einfachen Zinnsarge, welchem Napoleon I. im Jahre 1806 mit seinem Generalstab einen Besuch abstattete. — Vom Turm der Kirche (91 Meter hoch), hat man eine schöne Aussicht und von ihm herab ertönt mit jedem Stundenschlag von einem Glockenspiel der Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren," und am Schluß jeder halben Stunde die Melodie: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit." Es sollte kein Fremder Potsdam verlassen, ohne dieser Kirche und ihrem Inhalt einen Besuch gemacht zu haben.

D. M.

Der Kriegsgefangene. Eine Schlacht hat stattgefunden, ein Sieg ist errungen worden, welchen der unterliegende Teil dem Sieger nach Kräften erschwert hat, wie wir aus dem zersplitterten Schwert des einen Siegers sehen, welcher seinen Gefangenen vom Schlachtfelde mit Stolz und Schadenfreude abführt. Es ist keine ritterliche Haft, in welcher sich der Kriegsgefangene befindet, denn seine Hände sind ihm gebunden und der Ueberwältiger führt ihn am Ohre fort, eher wie einen gefangenen Räuber oder Schelm, als wie einen frommen wackeren Kriegsgesellen; aber der Gefangene erträgt sein Los leicht und mit Humor, als wäre er schon im voraus darauf bedacht, es dem Gegner mit Zinsen wieder heimzugeben, getreu dem Spruche: „Heute mir, morgen Dir!"

D. M.



Großmütterliche Eitelkeit. Herr: „Die reizende Kleine ist wohl Ihr Enkelchen?" — Dame (ärgerlich darüber, daß sie nicht für die Mutter gehalten wurde): „Sieht denn das Kind wirklich schon wie ein Enkel aus?!"

Falsch verstanden. A.: „Nun, wie macht sich Ihr neugegründetes Etablissement? Finden Sie Ihre Rechnung dabei?" — B.: „Oh, gewiß, die Rechnung finde ich wohl, aber bezahlen kann ich sie leider nicht." (Westen.)

Ein aufmerksamer Wirt. Gast: „Kellner! Sagen Sie augenblicklich dem Herrn Restaurateur, er möge hieher kommen!" — Kellner: „Bitte, gleich." — Wirt: „Womit kann ich dienen?" — Gast: „Dieses Beefsteak ist ungenießbar, es ist so hart, daß man es nicht mit dem Messer durchschneiden kann! Bitte, sehen Sie selbst!" — Wirt: „Ja, ja, es ist wirklich so. Nun, das läßt sich noch richten. Bitte nur einen Moment warten zu wollen. Jean!" — Kellner: „Befehlen?" — Wirt: „Bringen Sie dem Herrn ein anderes — Messer!"

Beim Photographen. Witwe: „Bester Herr, wären Sie wohl so gütig, mir ein Bild von meinem verstorbenen Mann anzufertigen?" — „Sehr gern. Ohne Zweifel besitzen Sie ein Bild, welches seine Züge bewahrt?" — „Das nicht, aber ich habe seinen Paß, worin sein Signalement genau angegeben ist."

Ein Opfer der Freundschaft. „Aber, Anna, wo ist denn Dein schöner Lockenkopf geblieben?" — „Gnädige Frau, das Regiment ist aus unserer Stadt fortgezogen, da hab' ich einigen Bekannten eine Locke zum Andenken mitgeben müssen." (Flieg. Blätter.)

Ein Wunderkind. Andreas Canther, ein deutscher Knabe von zehn Jahren, hatte die sogenannten feinen Künste inne, war in den Schriften des alten und neuen Testaments, im geistlichen und bürgerlichen Rechte bewandert und wußte bei öffentlichen Disputationen auf Fragen aller Art Antwort zu geben. Verwundert hierüber erließ Kaiser Friedrich III. ein Schreiben an das Wunderkind, lud es zu sich auf die hohe Schule zu Wien und meldete, er werde es mit dem goldenen Doktorsehrenzeichen krönen und ihm, wie billig, den ersten Platz bei Hofe geben. (Friedrichs Brief ist abgedruckt in Guders cod. dip. 7 h. p. 658.)

Nur für's Militär. — Erstes Dienstmädchen: „Hurra! Juste, morgen gibt's Einquartierung." — Zweites: „Nanu, woher weißt Du denn das?" — Erstes: „Ja, die Madam sagte vorhin, morgen kommen zwei Chambregardisten." (Humorist. Blätter.)

Gebräuche und Einrichtungen in der Vorzeit Englands. Das Bett des Königs von England wurde im Jahre 1234 das erstemal mit Stroh angefüllt; vorher hatte er auf Holz geschlafen. Im Jahre 1246 waren die meisten Häuser in London noch mit Stroh gedeckt. Ums Jahr 1300 sah man noch selten einen Kamin in London; man wärmte sich am Kohlenbecken. Um diese Zeit wurde der Wein in England von den Aerzten nur als Arznei verkauft. Alle Häuser waren von Holz. Die Vornehmsten reisten zu Pferde und ließen ihre Frauen hinter sich aufsitzen. — Alle Abgaben wurden in Erzeugnissen bezahlt. Im Jahre 1340 bestand eine Abgabe des Volkes an den König in 30,000 Säcken Wolle.

St.

Die Kultur der Gladiolen in Wassergläsern gelingt eben so gut, wie jene der Hyacinthen und vieler anderer Zwiebelpflanzen. Es ist jedoch zu bemerken, daß nicht alle Varietäten hiezu geeignet sind; so sind solche mit roter Blüte eher zur Fäulnis geneigt und die blütentragenden Zweige bilden sich viel schwerer, als bei Varietäten mit weißen Blüten oder solchen mit weißem Grunde. — Mittelst der Wasserkultur entwickelt sich die Vegetation schon im Januar, infolge dessen erscheinen die Blüten um so frühzeitiger; läßt man verschiedene Sorten aufeinander folgen, so kann man blühende Gladiolen vom Frühjahr bis Ende Herbst immerfort haben.



Auch eine Art zu lieben.
Flora: „Sage mir, mein liebes Klärchen, aber wahr und offen, kannst Du Deinen alten, häßlichen Mann auch lieben?"
Klärchen: „Warum nicht! Ich liebe ihn in seinen Häusern, Gütern, Pferden, Wagen, kurz in allem, was sein Eigen ist!"

Lösungen:

Nr. 104. D f 5—h 5 etc.
Nr. 105. Th a 4—b 4 etc.

Sinnsprüche.

Perlen bedeuten Thränen.
Versteh' den Ausspruch recht:
Ein Thor nur kann heut wähnen,
Daß alle Perlen echt.

*

Jugend hat nicht Tugend.

*

Sage nichts, was du nicht denkst, aber
sage nicht alles, was du denkst.

*

Uebereilt ein Urteil sprechen,
Zeugt von argen, bösen Schwächen.

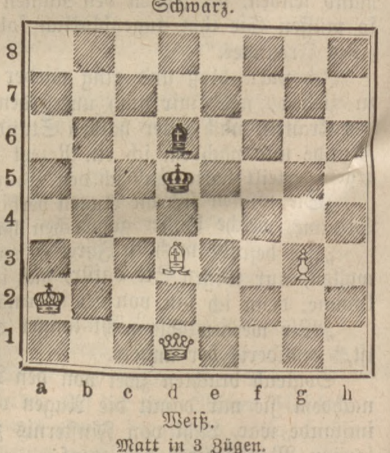
*

Hüte Dich, dem Fuchs zu gleichen,
Der im Glück den Nächsten höhnt,
Mit dem Schicksal wird dein Gegner,
Mit dem Spötter nie versöhnt.

Problem Nr. 106

Von W. Pierce.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Arithmogryphs in voriger Nummer:
Elbing, Illimani, Novgorod, Elbe, Nipon, Aussee, Czortkov, Hallein, Tibesti;
Eine Nacht in Venedig.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.